

Detlef Garz
Boris Zizek *Hrsg.*

Wie wir zu dem werden, was wir sind

Sozialisations-, biographie- und
bildungstheoretische Aspekte



Springer VS

Wie wir zu dem werden, was wir sind

Detlef Garz • Boris Zizek
(Hrsg.)

Wie wir zu dem werden, was wir sind

Sozialisations-, biographie- und
bildungstheoretische Aspekte

Herausgeber

Detlef Garz
JGU Mainz
Mainz
Deutschland

Boris Zizek
Universität Hamburg
Hamburg
Deutschland

ISBN 978-3-658-03538-9

DOI 10.1007/978-3-658-03539-6

ISBN 978-3-658-03539-6 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen.

Lektorat: Stefanie Laux, Stefanie Loyal

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer Fachmedien Wiesbaden ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Vorwort

Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, die vom 28.–30.6.2012 von der AG Entwicklung und Erziehung/Rekonstruktive Bildungsforschung des Instituts für Erziehungswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz durchgeführt wurde. Das Thema der Veranstaltung lautete: ‚Wie wir zu dem werden, was wir sind. Paradigmen der Entwicklung: Sozialisations-, Stufen- und biographische Theorien‘.

Leider konnte der anregende Beitrag von *Gil Noam* (Harvard University) über *Jugend und Transformation: Ein neues Entwicklungsmodell* nicht in diesen Band aufgenommen werden. Abgedruckt ist jedoch der Beitrag von *Detlef Garz*, der auf der Tagung aus Zeitgründen nicht vorgetragen werden konnte.

Wir danken...

...allen Beteiligten für lehrreiche Beiträge und fruchtbare Diskussionen. Dem Max-Planck-Institut für Polymerforschung an der Universität Mainz sind wir für die unbürokratische Zurverfügungstellung der wundervollen Tagungsräume verpflichtet.

Finanziell unterstützt wurde die Tagung durch das Institut für Erziehungswissenschaft und aus Mitteln der inneruniversitären Forschungsförderung.

Last but not least bedanken wir uns bei dem DFG-Graduiertenkolleg ‚Transnationale Soziale Unterstützung‘ unter der Leitung von Conny Schewpe für die Unterstützung – als es ‚mehrwertsteuerlich eng zu werden drohte‘.

Inhaltsverzeichnis

Wie wir zu dem werden, was wir sind – Einleitung der Herausgeber	1
Detlef Garz und Boris Zizek	

Teil I Sozialisationstheorien

Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung	15
Ulrich Oevermann	

Der Mensch als Bewährungssucher – Versuch einer systematischen Einführung des Begriffs der Bewährung in die Sozialwissenschaft	71
Boris Zizek	

Katastrophenerfahrung als Sozialisation	89
Uta Gerhardt	

Teil II Biographietheorien

Kollektiva in der Identitätsentwicklung	115
Fritz Schütze	

„Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ – Über biographische Pfade und Pfadabhängigkeiten	189
Detlef Garz	

Elternwerden als Lebenslaufkrise – Objektive Probleme und individueller Umgang	211
Lalena Zizek	
Teil III Bildungstheorien	
Zwillinge, die wenig miteinander reden: Zum Vergleich moralischer und politischer Entwicklung	235
Fritz Oser und Horst Biedermann	
Demokratie als Ziel und Mittel der Erziehung? Paradoxien, Perspektiven und Grenzen demokratischer Erziehung	257
Stefan Weyers	
Bildung zwischen Schmalz und Schwulst	287
Roland Reichenbach	

Über die Autoren

Detlef Garz Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Entwicklungs- und Sozialisationsforschung, Rekonstruktive Methoden der Sozialforschung.

Dr. phil. Boris Zizek Vertretung der Professur für Sozialisationsforschung an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Sozialisations- und Entwicklungsforschung, qualitative Methoden, Adoleszenz, Theorie der Bewährung, digitale Medien, Professionalisierung und Interkulturalität.

Wie wir zu dem werden, was wir sind – Einleitung der Herausgeber

Detlef Garz und Boris Zizek

1 Einleitung

„Wie wir zu dem werden, was wir sind“, zählt zu den Kernfragen sozial- und erziehungswissenschaftlichen Denkens. Wie wir Menschen Natur, Sozialität und Kultur sowohl haben, also ‚mitbringen‘, als auch im Prozess unserer Entwicklung erwerben, ist staunenswert, aber eben auch und gerade daher wissenschaftlich zu bearbeiten. Wie vollzieht sich der Prozess der Sozialwerdung, aber auch der der Sozialmachung? Welche Faktoren im Sinne von Wirkmechanismen spielen eine, vielleicht eine zentrale Rolle? Was heißt es, ‚sich-zu-sich-zu-verhalten‘; was heißt es, sich zu anderen zu verhalten? Wenn sich Mündigkeit, wenn sich Autonomie, darin zeigt, sich selbst als ‚einmalig und zugleich so, wie alle anderen‘, zu präsentieren (Habermas 1968/1973), wie gelingt es uns, eine solche Position einzunehmen? Wenn Bildung die Geschichte einer Individuierung bedeutet, dann stellt sich die Frage, wie es möglich ist, häufig gegen ‚alle Widerstände‘, zu sich selbst zu kommen. Und was ist dieses Selbst? Wie und wodurch zeichnet sich „dies wollend fühlend vorstellende Wesen“ (Dilthey 1883/1973, S. XVIII) denn aus?

D. Garz (✉)

Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Mainz, Deutschland

E-Mail: garz@uni-mainz.de

B. Zizek

Universität Hamburg, Hamburg, Deutschland

E-Mail: zizek@uni-mainz.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

D. Garz, B. Zizek (Hrsg.), *Wie wir zu dem werden, was wir sind*,

DOI 10.1007/978-3-658-03539-6_1

Die uns interessierende Perspektive einer ontogenetischen Entwicklung bildet sich bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1807/1977) erstmals zu einer prägnanten Sicht auf den Menschen aus. Über Wilhelm Dilthey wird die entwicklungs-, vor allem aber die autobiographische Perspektive dann zu einem wesentlichen Element etwa der Philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners, aber auch der ‚pragmatistischen‘ bzw. ‚symbolisch-interaktionistischen‘ Sozialpsychologie George Herbert Meads. Scheinbar ganz unabhängig von der Hegelschen Tradition, faktisch aber doch (stark) von James Mark Baldwin (1897, 1915) und dessen Hegel-Rezeption beeinflusst, arbeitet schließlich Jean Piaget (1931, 1981) etwa zur gleichen Zeit die Perspektive einer ‚Entwicklungslogik‘ der Moral und des Denkens heraus.

Wiederum im Anschluss an Baldwin und Piaget wird Entwicklung schließlich in ihren zentral relevanten Einzelbereichen, der Kognition, der Moral, der Ästhetik sowie der Religion, untersucht. Dabei hat vor allem Lawrence Kohlberg (1981, 1984) mit seinen Kolleginnen und Kollegen eine bedeutende Ausdifferenzierung der Entwicklungstheorie geleistet. Das zwischen 1960 und Ende der 1980 Jahre an der Harvard Graduate School for Education von Kohlberg formulierte Forschungsprogramm, das von Robert Kegan (1982/1986), Robert Selman (1980/1984) und, etwas später, Carol Gilligan (1982/1984) aufgegriffen und bis heute weitergeführt wurde, betont Stufen und, im Anschluss an Noam Chomsky, Kompetenzen der Entwicklung.

Die genannten Aspekte menschlicher Ontogenese wurden und werden etwa seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts auf unterschiedliche Weise und in einem breiten Kontext aufgegriffen. Für den US-amerikanischen Raum ist an das monumentale Überblickswerk von David Goslin aus dem Jahr 1969 zu erinnern, in dem er es unternahm, den Forschungsstand der Zeit auf den Begriff zu bringen. Aber auch die Arbeiten von Talcott Parsons (1977) spielen nach einer Periode des Vergessens wieder eine wichtige Rolle.

Als Hintergrund für das Verständnis der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Arbeiten bieten sich die Veröffentlichungen von Jürgen Habermas (1968/1973), Lothar Krappmann (1971) und Dieter Geulen (1977) an, die einerseits die Rezeption der US-amerikanischen Autoren einleiteten, andererseits aber auch sehr rasch und mit Nachdruck eigenständige Überlegungen einbrachten, so dass eine autonome Forschungslandschaft entstehen konnte.¹ Für den Bereich der Erziehungswissenschaft lässt sich in diesem Zusammenhang durchaus auf Überlegungen innerhalb der Pädagogischen Anthropologie (1966, 1971) Heinrich Roths

¹ Es ist sicher nicht uninteressant, in diesem Zusammenhang darauf zu verweisen, dass die in diesem Band vertretenen Autoren Uta Gerhardt, Ulrich Oevermann, Fritz Oser und Fritz Schütze bereits in die Diskussionen und Auseinandersetzungen der 1970er Jahre nicht nur eingebunden waren, sondern diese bis heute ebenso energisch wie maßgeblich vorangetrieben haben.

im Sinne einer ‚datenverarbeitenden Integrationswissenschaft‘ zurückgreifen. Unter den dialektisch verschränkten Überschriften ‚Bildsamkeit und Bestimmung‘ sowie ‚Entwicklung und Erziehung‘, die für das empirische Mögliche wie das normativ Anzustrebende stehen, hat er eine entwicklungspädagogische Rahmung entfaltet, die in ihren Grundlagen auch heute noch von Interesse ist.

Einige dieser Themenstellungen und der damit einhergehenden Fragen sollten auf der von uns organisierten Tagung angesprochen, diskutiert und einer Lösung näher gebracht werden, wobei wir den Autorinnen und Autoren eine das Feld rahmende Dreiteilung vorgaben, welche die Beiträge gewissermaßen strukturieren sollte: Sozialisations-, Biographie- und Stufentheorien der Entwicklung galten für uns als ebenso sinnvolle wie fruchtbare Ausgangspunkte. Nun, da wir den Band in Druck geben können, wird deutlich, dass sich die Vorgaben zum Teil bewährt haben, dass sich aber eine andere Ordnung bzw. Einteilung aufdrängt: Zum einen zeigt sich, dass sich die mit den Vorgaben verbundenen Grenzen in einem strengen Sinn nicht aufrechterhalten ließen. Die Überschneidungen zwischen den genannten Bereichen sind, was zu erwarten war, überdeutlich. So bilden, um nur ein Beispiel zu nennen, Entwicklungspsychologie und Sozialisationstheorie Festlegungen, die eher einer disziplinären Logik denn einer sachadäquaten Abbildung des Forschungsfeldes geschuldet sind. Für die hier vertretenen empirisch arbeitenden Autorinnen und Autoren geht es demgegenüber darum, Fragen zu beantworten, disziplinäre Einteilungen treten dabei in den Hintergrund.

Überraschender ist jedoch, dass Bezüge auf Stufentheorien in den unterschiedlichen Beiträgen doch eher am Rande erfolgen, auch wenn Fritz Schütze explizit darauf eingeht.² Die Verschiebung in der Gewichtung der Beiträge hat uns jedenfalls dazu bewogen, den dritten Teil dieses Bandes mit der Überschrift Bildungstheorien zu versehen, wobei es sich hierbei überwiegend um einen Begriff handelt, der weniger von emphatischen bildungsbürgerlichen Vorstellungen bestimmt bzw. überlagert wird, sondern der stärker in seinem empirischen Gehalt und seinen kritischen Implikationen aufgeschlossen wird.

2 Zum Aufbau des Bandes

Teil 1: Sozialisationsstheorien George Herbert Mead richtet für seine Analyse kultureller Phänomene bekanntlich eine *Kooperationsperspektive* ein (Mead 1967, S. 230). Er geht evolutionsgeschichtlich einen Schritt zurück und stellt fest, dass bereits im Tierreich Kooperation stattfindet, wobei diese über physiologische Differenzierung organisiert ist. Von hier aus nimmt er dann die kulturellen Phäno-

² In diesem Zusammenhang ist es besonders bedauerlich, dass der Beitrag von Gil Noam, der ja innerhalb dieser Theorietradition wissenschaftlich sozialisiert wurde, nicht in den Band aufgenommen werden konnte.

mene, die in den ersten drei Kapiteln von *Mind, Self, & Society* thematisch sind, in den Blick. Sprache, Denken und Selbstbezug erhöhen die Möglichkeiten und die Komplexität der Kooperation. Auch Helmuth Plessner vollzieht ungefähr zur selben Zeit in seiner philosophischen Anthropologie eine analoge Denkfigur, um den *Menschen als Lebewesen*, von seiner Leiblichkeit her zu betrachten (Plessner 1928/2004). Sowohl Mead als auch Plessner nähern sich dem Menschen also von der Biologie her.

In derselben Logik einer produktiv vermeintlich Fremdes aufnehmenden Perspektive geht auch *Ulrich Oevermann* phylogenetisch auf die Grundlagen zurück und nimmt Sozialisation als eine Phase gesteigerter humaner, innovativer Krisenbewältigung in den Blick. Mit Rekurs auf den genetischen Strukturalismus stellt Oevermann jene Elemente zusammen, die sozialisatorische Entwicklung vollumfänglich ausmachen, wobei ein Schwerpunkt auf der Erzeugung und Entstehung des Neuen liegt. Diese bildet für Oevermann eine Interpretationsfolie für Phänomene wie Sprache, die Familiarisierung des Vaters und vor allem auch das Inzest-Verbot.

Im Verlaufe der Diskussion wird ebenfalls nachvollziehbar, wie sich der phylogenetische Übergang von der Paarung zum Paar vollzieht, und wie der Mann vom Vater zum Gatten im Sinne seiner Familiarisierung wird. In der Rekonstruktion dieser Entwicklung wird die Strukturgesetzlichkeit des Geschehens, der Prozess der Individuierung, insbesondere am Beispiel der ödipalen Triade im Rahmen der Kernfamilie, verbunden mit einer Semantik der Liebe, ebenso erkennbar wie der fortlaufende Prozess des Entstehens und Lösens von Krisen, zentral relevant sichtbar an den vier großen biographischen Ablösungskrisen, der für die immerwährende Entstehung des Neuen steht.

Von Oevermanns vorliegender sozialisationstheoretischer Abhandlung her betrachtet, lässt sich festhalten, dass sich Sozialisationstheorie in der Tradition Meads als Rekonstruktion von vorgängigen Einbettungen, Prozessen und externen Bedingungen von Entwicklung und in der Folge, wie Lothar Krappmann es schon früh für diese Traditionslinie gefordert hat, als radikale Herausarbeitung der *sozialen Natur des Menschen* bestimmen lässt (Krappmann 1985, S. 157).

Boris Zizek knüpft an die sozialisationstheoretische Logik der Rekonstruktion vorgängiger Einbettungen und Prozesse und der Herausarbeitung der sozialen Natur des Menschen an. Mit der Bewährungsperspektive auf menschliche Motivation untersucht er eine vorgängige soziale Motivation des Menschen. Der Mensch ist ein *Bewährungssucher*, so lautet die zentrale Ausgangsthese. Zizek zeigt, dass klassische Subjektkonzepte der Psychoanalyse, der Wirtschafts- und der Sozialwissenschaften ihre expliziten oder impliziten Motivationstheorien aus einer bestimmten kulturhistorisch gewachsenen Perspektive heraus entwickeln. Die Unab-

hängigkeit betonende, innengelenkte moderne Bewährungsformation des *missionarischen Subjekts* etwa, das in Robinson Crusoe exemplarisch gestaltet ist, lässt die soziale Motivierung als etwas Sekundäres, als ein *Mit-Motiv* erscheinen. Der *universale Bewährungsdrang* erscheint als die Freilegung einer vorgängigen sozialen Motivierung, die phylo- und ontogenetisch Modifizierungen erfährt.

Auf der Grundlage dieser theoretischen Differenzierungen werden aktuelle Verwendungen des Begriffs der Bewährung in sozialisations- und professionalisierungstheoretischen Kontexten einer integrierenden Betrachtung unterzogen. Um die Bewährungsperspektive schließlich systematisch grundzulegen, werden die herausgearbeiteten Bedeutungsaspekte des Begriffs nochmals zusammengestellt, um deutlicher werden zu lassen, was mit der bisherigen Verwendung des Ausdrucks Bewährung noch mehr implizit anvisiert wurde.

Der Aufsatz von *Uta Gerhardt* ist im Grenz- bzw. Überschneidungsbereich von Sozialisations- und Biographieforschung angesiedelt und macht damit deutlich, wie artifiziell diese Trennungen sind. Wenden sich die Arbeiten von Oevermann und Boris Zizek gleichsam der Explikation von Normalbedingungen sozialisatorischer Entwicklung zu, liegt mit Gerhardts Untersuchung eine Betrachtung menschlicher Extrembedingungen vor. Ihr Aufsatz behandelt Sozialisationserfahrungen von Erwachsenen, die eine lebensgeschichtliche Katastrophe erleben, anhand des biographischen Materials des Harvard-Projekts zum Novemberpogrom 1938. Vier ausführliche und sieben weitere autobiographische Schilderungen, in deren Mittelpunkt die Ereignisse vom 9. November 1938, der sog. Reichspogromnacht, stehen, bilden die Datengrundlage für die Auswertung. Das Erkenntnisinteresse ist, mittels Fall-Struktur-Analyse, die der verstehenden Erklärung dient, die Materialien derart zu ordnen und zu interpretieren, dass sie im Licht der soziologischen Theorie eine sinnadäquate Deutung erlauben.

Teil 2: Biographietheorien Vielleicht stärker noch als Sozialisationstheorien zeichnen sich biographische Theorien als ganzheitliche, also lebensumfassende Ansätze aus. Am Beispiel des Lebenswerks Lawrence Kohlbergs lässt sich exemplarisch eine Bewegung rekonstruieren (Kohlberg 2000), in der Kohlberg nach einer Phase der Abstraktion und der damit verbundenen Betonung von Kompetenzen zu einer ganzheitlichen Perspektive findet und zwar durch ein Interesse an der Ausbildung von Biographien über die Lebensspanne.

So verfolgt er in seiner *Psychologie der Lebensspanne* „eine Strategie, die über die Rekonstruktion von Kompetenzen hinausgeht und die subjektive Konstruktion von >Biographien und Lebensgeschichten< einbezieht“. (Althof und Garz 2000, S. 12)

Fritz Schütze macht in seinem biographietheoretischen Beitrag deutlich, wie sich Identität im Rahmen von Kollektiven konstituiert und wie es dem Subjekt möglich wird, über seine biographische Arbeit sich der eigenen Entwicklung zuzuwenden. Familien, Peer- und Sportgruppen bis hin zu Nationen und transnationalen Gebilden sind Beispiele kollektiver Phänomene, die sich ontogenetisch im Sinne einer Logik der Entfaltung ausbilden, wobei Schütze explizit darauf hinweist, dass die Nation als Kollektivität nach 1945 in zunehmendem Maß an Bedeutung verliert.

Empirisch ist es möglich, die genannten Entwicklungen sowohl inhaltlich als auch sprachlich-formal am Material selbst abzulesen bzw. zu rekonstruieren, und schließlich lassen sich der oder das Fremde und das (kulturell) Andere aus einer kollektiven Perspektive heraus gewinnbringend veranschaulichen.

Last but not least liegt ein Schwerpunkt des Artikels auf der Herausarbeitung der Merkmale der staatssozialistischen Gesellschaftsformationen: Hier werden am Beispiel der DDR u. a. Aspekte wie der überfürsorgliche und überbeschützende realsozialistische Staat, der spezifische Familialismus (auch in seiner komischen Ausprägung) und sein weicher, aber machtvoller Orientierungsdruck und die versteinerte Erinnerungskultur mit der Verehrung der ‚Gründungsfiguren‘ der DDR thematisiert. Insofern ist es nachvollziehbar, dass das abschließende Kapitel die Frage aufgreift, welche Möglichkeiten und Formen biographischer Arbeit in einem solchen Kontext denkbar sind.

Eine ganzheitlich orientierte Ausrichtung, die oben als charakteristisch für eine biographietheoretische Perspektive bezeichnet wurde, weist auch der Beitrag von *Detlef Garz* auf. Darüber hinaus schlagen sich in ihm aber auch Implikationen bedeutsamer methodologischer Entwicklungen nieder. Garz nimmt sich eines Phänomens an, das sich von einem methodischen Zugang zu biographischen Prozessen her betrachtet aufdrängt. Der wissenschaftliche Blick auf menschliches Leben, der seit dem Aufkommen rekonstruktiver Methoden nicht mehr auf die subjektiven Sinnzuschreibungen der Akteure zurückgreifen kann, rückt verstärkt die prinzipielle bzw. strukturelle Zukunfts Offenheit in den Blick. Routinen erscheinen aus dieser Perspektive, wie Oevermann wiederholt betont hat, immer als aus diesen hervorgegangene Lösungen. Eine Transformation von Entscheidungsmustern ist aus einer krisentheoretischen Perspektive also immer, im Prinzip an jeder Sequenzstelle des Lebensvollzugs möglich. Gleichwohl, so nun der Fokus von Garz, bilden sich langfristige Tendenzen und eben Pfade heraus, die den Menschen zunehmend *mit sich fortziehen*: die Pfadabhängigkeit.

Ausgehend von Überlegungen in unterschiedlichen Wissens- und Wissenschaftsbereichen, wird gezeigt, dass Pfadabhängigkeit im Sinne der sukzessiven Verengung von Wahlmöglichkeiten auch für die biographische Entwicklung zutreffen kann: Von den vielen Möglichkeiten, die zu Beginn eines Lebens zur Ver-

fügung stehen, werden nur einige ausgeschöpft, während andere abgelehnt bzw. ‚vertan‘ werden. Die Wahlmöglichkeiten nehmen ab, bis hin zu dem Punkt, an dem Entscheidungen nicht mehr möglich sind. Die körperliche Konstitution (zur Eiskunstläuferin, zum Tennisspieler) oder auch die (fehlende) intellektuelle Bildung (zur Astrophysikerin oder zum Computerentwickler) verhindern dann, dass bestimmte Pfade noch beschritten werden können. Aus ‚anything goes‘ wird ‚rien ne va plus‘, was der Aufsatz gegen Ende am Beispiel der autobiographischen Entwicklung eines jüdischen Anwalts in der Zeit des Nationalsozialismus beschreibt.

Die prinzipielle Zukunftsoffenheit des menschlichen Lebens verweist auf die *objektive Krise*, die sich an jeder Sequenzstelle durch den Umstand auftut, dass immer mehrere Entscheidungsoptionen objektiv vorhanden sind. *Lalenia Zizek* untersucht mit dem Prozess des Elternwerdens eine subjektive, dem Menschen sich aufdrängende Krise. Während jeder Mensch die ontogenetischen Krisen in einer unveränderbaren Reihenfolge durchleben muss, wird das Elternwerden als eine Lebenslaufkrise betrachtet. Zu dieser muss man sich zumindest verhalten und, wie Erik H. Erikson es exemplarisch gezeigt hat, können die Krisen des Lebenslaufs in eine sinnvolle lebensgeschichtliche Reihenfolge gebracht werden.

Anhand der Rekonstruktion individueller Bewältigung geht es *Zizek* darum, objektive Probleme dieses Übergangs zu identifizieren. Auf diesem Wege wird dieser charakterisiert und die Basis für einen konturierten Vergleich der Fälle gewonnen. Um den Übergang in seiner Prozesshaftigkeit zu erfassen, wurden Interviews während der Schwangerschaft und nach der Geburt erhoben und mit Verfahren rekonstruktiver Sozialforschung analysiert. Es wird deutlich, dass der Einbezug einer biographischen Perspektive auch den Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft erklärungskräftig zu erhellen vermag.

Zentrale heuristische Konzepte sind die strukturtheoretische Familiensoziologie und die Bourdieusche Kapitaltheorie, wobei die Fallanalysen zeigen, dass erstere mit der Differenzierung der Spezifität der involvierten Sozialbeziehung die Kernproblematik des Übergangs differenziert, während letztere die Analyse der Rand- bzw. Ausgangsbedingungen befördert. Auf Grundlage der Fallanalysen wird ein theoretisches Modell der Entzerrung des Übergangs entfaltet, das Phasen des Übergangs differenziert, die genutzt oder ungenutzt bleiben können und damit zu einer Entzerrung oder Verdichtung der Krise beitragen.

Teil 3: Bildungstheorien Wir haben schon angesprochen, dass die in diesem Band präsentierten Bildungstheorien sich in ihrem empirischen Gehalt und ihren kritischen Überlegungen als Ansätze sehen, die das sich entfaltende Subjekt in seiner Ganzheit nicht nur verstehen wollen, sondern damit unmittelbar verbunden auch die Frage nach den normativen Implikationen klären bzw. beantworten wollen. Das

gilt sowohl für Bildung als Resultat als auch für den Prozess der Bildung. Sein und Sollen gehören hierbei zusammen, was sich sowohl aus einer allgemeinpolitischen Perspektive als auch anhand einer erfahrungsbasierten Demokratieerziehung ganz im Sinne einer (auch auf Heinrich Roth zurückgehenden) Entwicklungspädagogik verdeutlichen lässt.

Fritz Oser und *Horst Biedermann* stützen sich in der Frage, wie wir zu dem werden, was wir sind, auf eine zentrale Annahme der oben bereits angesprochenen Kohlbergschen Theorietradition. Dieser zufolge kann von Entwicklung nur dann gesprochen werden, wenn es eine Logik des individuellen Fortschritts gibt. In diesem Sinne ist es das Kernanliegen der Untersuchung, eine Matrix für politisches Urteilen zu entwickeln und theoretisch zwischen politischem und moralischem Urteil zu unterscheiden.

Anlass für diese Differenzierungsarbeit ist das Desiderat einer entwicklungspsychologischen Durchdringung politischen Denkens. In bisherigen Untersuchungen zur politischen Bildung wurden vor allem Einstellungen zu politischen Fragen abgefragt. Auf diese Weise könne jedoch nicht erkundet werden, wie das, was ist, geworden ist. In der politischen Bildungstheorie liegt also ein entwicklungstheoretisches Desiderat vor.

Darüber hinaus herrsche ein Mangel hinsichtlich der Explikation von Erziehungszielen. Diese setze aber eine politische Entwicklungstheorie voraus. Konsequenterweise legen Oser und Biedermann in ihrem Beitrag eine erste Stufendifferenzierung politischen Urteilens vor.

In der Reihe der hier versammelten Arbeiten spielt bei Oser und Biedermann die Stufentheorie der Entwicklung die zentralste Rolle. *Stefan Weyers* führt in seiner demokratiepädagogischen Untersuchung eine weitere zentrale Annahme der Theorietradition stufenförmiger Entwicklung ins Feld. Im Gegensatz zur Politikdidaktik, die die Wissensvermittlung als Erziehungsmodus favorisiert, ist für die demokratiepädagogischen Konzepte die Aneignung von Demokratie durch Erfahrung charakteristisch.

Die Demokratiepädagogik wird anhand unterschiedlicher, vor allem reformpädagogischer Konzepte kontrastiv beleuchtet. Dabei treten mit der Selbstbestimmung und der schon von Kant hervorgehobenen Dialektik von Selbst- und Fremdbestimmung zwei zentrale Themen in den Fokus, die auch die wesentlichen Differenzen der Konzepte verdeutlichen. Aufgezeigt wird, dass letztlich überall seitens des Lehrpersonals gesteuert wird und die Idee der Selbstbestimmung zuweilen in fragwürdigen, täuschenden Ausgestaltungen umgesetzt wurde. Die Dialektik von Selbst- und Fremdbestimmung wird von den Konzepten in ganz unterschiedlichen Graden reflektiert. Die Kontrastierung erlaubt die Explikation wichtiger Elemente demokratischer Erziehung.

Dem Argument, dass die pädagogische Fokussierung auf Demokratie als Lebensform der späteren Realisierung auf der Systemebene sogar abträglich sei, wird entgegengehalten, dass Erfahrungen der Rollen- und Verantwortungsübernahme einen Entwicklungsstimulus für eine differenzierte Urteilsfähigkeit darstellen. Es sei daher nicht produktiv Wissensvermittlung und Stimulation der kognitiv-strukturellen Entwicklung gegeneinander ins Feld zu führen.

Mit dem Phänomen des Kitsches lenkt *Roland Reichenbach* den Blick auf eine anthropologische Konstante, in ihr kommt der Wunsch zum Ausdruck, den Zumutungen *exzentrischer Positionalität* (Helmuth Plessner) zu entkommen. Es geht um den Abbau von Differenz, wodurch der Kitsch eine zentrale schützende Funktion für Selbstbildungsprozesse übernimmt. Doch trotz der abwehrenden Funktion des Kitsches, dessen zentrale Formen als Schmalz und Schwulst differenziert werden, gehört zum Wesen der Bildung die Akzentuierung von Differenz. Vor diesem Hintergrund wird das Aushalten von Differenz, Irritationsbereitschaft als Kriterium von Bildung insbesondere des modernen Menschen hervorgehoben.

Greift man das für rekonstruktive Methodologien so relevante Konzept der Krise hier nochmals auf, dann lässt sich sagen, dass Reichenbach zwei widersprüchliche und gleichzeitig unentbehrliche Aspekte von Bildung und insbesondere demokratischer Bildung ausgehend vom Phänomen des Kitsches herausarbeitet: Auf der einen Seite die abwehrende, das Selbstbild schützende Vermeidung von, auf der anderen die kritische Bereitschaft, sich subjektiven Krisen auszusetzen. Diesem widersprüchlichen, gleichzeitig sich aber auch notwendig ergänzenden Funktionspaar scheint die Denkfigur des klassischen entwicklungstheoretischen Begriffs-paars der Assimilation und der Akkommodation zugrunde zu liegen, das nicht erst bei Piaget eine so zentrale Rolle spielt, sondern sich schon in Diltheys biographischer Studie zur *Jugendgeschichte Hegels* findet.

Es wird somit auch abschließend nochmals deutlich, dass die Fragen, der Gegenstand und die zugrunde liegenden Denkfiguren in den Beiträgen aus den drei menschliche Entwicklung untersuchenden Ansätzen zu Sozialisations-, Biographie- und Bildungstheorien zahlreiche produktive Überschneidungen aufweisen. Eine Zuordnung lässt sich letztlich im Grunde nur anhand der Gewichtungen einzelner theoretischer Perspektiven und Aspekte herstellen.

Solche theoretischen Aspekte, die oben hervorgehoben wurden, sind der Fokus auf *vorgängige Einbettungen und Prozesse der Entwicklung* und die Herausarbeitung der *sozialen Natur des Menschen*, die *Ganzheitlichkeit* auf der einen, die *Abs-traktion vom Einzelfall* auf der anderen Seite.

Wenn wir hier anhand der bereichsspezifischen Gewichtung der genannten Aspekte eine mögliche Grenzziehung aufzeigen, dann jedoch nicht, um zu weiterer Einschränkung aufzurufen, sondern im Gegenteil, um auf die Möglichkeiten der

Stärkung bestimmter Aspekte aufmerksam zu machen. Entwicklung in Form von Sozialisation, Biographie und Bildung sind starke, fruchtbare Konzepte, die es verdienen und verlangen, weiter entwickelt zu werden. Unsere Beiträge hierzu liegen vor.

Literatur

- Althof, W., & Garz, D. (2000). Einleitung der. In L. Kohlberg (Hrsg.), *Die Psychologie der Lebensspanne* (S. 9–17). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Baldwin, J. M. (1897). *Social and ethical interpretations in mental development*. New York: Macmillan.
- Baldwin, J. M. (1915). *Genetic theory of reality*. New York: Knickerbocker Press.
- Dilthey, W. (1883/1973). *Einleitung in die Geisteswissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geulen, D. (1977). *Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisationstheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gilligan, C. (1982/1984). *In a different voice*. Cambridge: Harvard University Press 1982; dt.: *Die andere Stimme*. München: Piper.
- Goslin, D. A. (Hrsg.). (1969). *Handbook of socialization theory and research*. Chicago: Rand McNally.
- Habermas, J. (1968/1973). Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation. In *Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze* (S. 118–194). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hegel, G. W. F. (1807/1977). *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kegan, R. (1982/1986). *The evolving self: problem and process in human development*. Cambridge: Harvard University Press; dt. *Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben*. München: Kindt.
- Kohlberg, L. (1981). *Essays on moral development. Vol. 1: The philosophy of moral development*. San Francisco: Harper & Row.
- Kohlberg, L. (1984). *Essays on moral development. Vol. 2: The psychology of moral development*. San Francisco: Harper & Row.
- Kohlberg, L. (2000). *Die Psychologie der Lebensspanne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Krappmann, L. (1971). *Soziologische Dimensionen der Identität: Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*. Stuttgart: Klett.
- Krappmann, L. (1985). Mead und die Sozialisationsforschung. In H. Joas (Hrsg.), *Das Problem der Intersubjektivität. Neue Beiträge zum Werk George Herbert Meads* (S. 156–179). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mead, G. H. (1967). *Mind, self, & society. From the standpoint of a social behaviorist*. Chicago: University of Chicago Press.
- Parsons, T. (1977). Der Stellenwert des Identitätsbegriffs in der allgemeinen Handlungstheorie. In R. Döbert, et al. (Hrsg.), *Entwicklung des Ich* (S. 68–88). Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Piaget, J. (1931). Children's Children's philosophies. In C. Murchison (Hrsg.), *Handbook of child psychology* (S. 377–391). Worcester: Clark University Press.
- Piaget, J. (1981). In R. Fatke (Hrsg.), *Jean Piaget über Jean Piaget*. München: Kindler.

- Plessner, H. (1928/2004). *Der Mensch als Lebewesen*. In *Mit anderen Augen. Aspekte einer philosophischen Anthropologie*. Stuttgart: Reclam.
- Roth, H. (1966). *Pädagogische Anthropologie. Bd. 1. Bildsamkeit und Bestimmung*. Hannover: Hermann Schroedel.
- Roth, H. (1971). *Pädagogische Anthropologie. Bd. 2. Entwicklung und Erziehung*. Hannover: Hermann Schroedel.
- Selman, R. L. (1980/1984). *The growth of interpersonal understanding*. New York: Academic Press; dt.: *Die Entwicklung des sozialen Verstehens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Detlef Garz Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Entwicklungs- und Sozialisationsforschung, Rekonstruktive Methoden der Sozialforschung.

Boris Zizek Vertretung der Professur für Sozialisationsforschung an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Sozialisations- und Entwicklungsforschung, qualitative Methoden, Adoleszenz, Theorie der Bewährung, digitale Medien, Professionalisierung und Interkulturalität.

Teil I
Sozialisationstheorien

Sozialisationsprozesse als Dynamik der Strukturgesetzlichkeit der ödipalen Triade und als Prozesse der Erzeugung des Neuen durch Krisenbewältigung

Ulrich Oevermann

1 Strategische Vorbemerkung

Der Ausgangspunkt für meine Überlegungen ist ebenso einfach wie vermessen. Jede Erzeugung des Neuen bzw. Emergenten in der Geschichte unseres Planeten ist letztlich das Ergebnis einer Krisenbewältigung. Und die Erklärung der Entstehung des Neuen ist zumindest ab dem Abstraktionsniveau der Erfahrungswissenschaften vom Leben, erst recht für die Humanwissenschaften das zentrale Problem, an dem sie sich zu bewähren haben. Innerhalb des Gegenstandsbereichs der Humanwissenschaften ist die Sozialisation des Einzelexemplars der Gattung als der Bereich anzusehen, in dem die Erzeugung des Neuen qua Krisenbewältigung sich vor allem abspielt, und es wäre entsprechend von vornherein eine kategoriale Fehlleitung ersten Ranges, wenn sich die Sozialisationsforschung diesen leitenden Gesichtspunkt nicht zu eigen machen würde.

Aber zur Begründung dieser Ausgangskonstellation bedarf es einer längeren Herleitung.

Schon die Evolution des biologischen Lebens, die Entstehung der Arten, ist wesentlich geprägt durch diesen Zusammenhang von Krisenbewältigung und Entstehung des Neuen. Und es läßt sich daran von vornherein etwas nur scheinbar Paradoxes beobachten: Selbst dann, wenn die Emergenz von etwas Neuem im Leben der Gattungen gar nicht wie eine Krisenbewältigung aussieht, weil eine

U. Oevermann (✉)

Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M., Frankfurt a. M., Deutschland

E-Mail: Oevermann@soz.uni-frankfurt.de

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

D. Garz, B. Zizek (Hrsg.), *Wie wir zu dem werden, was wir sind*,

DOI 10.1007/978-3-658-03539-6_2

vorausgehende Krisenkonstellation nicht anschaulich gegeben war, die mit dieser Emergenz bewältigt oder gelöst wird, ist die Bewährung des entstandenen Neuen in der schlichten Gegebenheit seines Fortbestandes in sich zwingend die hinreichende Evidenz dafür, daß sich durch diese Veränderung etwas gelöst hat, was zuvor ein ungelöstes Problem war und mithin durch die Faktizität der Veränderung selbst nachträglich als Krisenkonstellation gelten muß, auch unabhängig von der Bedingung einer anschaulichen aktuellen Gegebenheit und Dramatik. Damit hängt zusammen, daß häufig erst im Lichte der Neuerung, z. B. im Falle von emergenter Erkenntnis in deren neuen Kategorien nachträglich deutlich wird, worin das gelöste Problem, die bewältigte Krise bestand.

2 Klonale vs. sexuelle Reproduktion der Gattung

Für Entwicklung und Sozialisation ist in der Evolution ein entscheidender Veränderungsschritt in dem Übergang *von der klonalen zur sexuellen Reproduktion* vollzogen, durch den mit der sexuellen Reproduktion ein in sich zentraler Mechanismus der Erzeugung des Neuen entstanden ist.

Die entscheidende Differenz der sexuellen zur klonalen Reproduktion besteht darin, daß nunmehr zwei Eltern zur Reproduktion eines Nachwuchs-Exemplars notwendig sind, ein weiblicher und ein männlicher. Das ist für sich zunächst ein evolutiver Nachteil, weil nunmehr zwei Exemplare der Gattung für dieselbe Erzeugung des Nachwuchses erforderlich sind, die zuvor von einem Exemplar geleistet wurde; der in Rede stehende Übergang also insofern unökonomisch ist. Es muß daher für die unökonomische sexuelle Reproduktion, die sich mit der bis heute nachwirkenden ‚Überflüssigkeit‘ des Vaters verbindet, einen evolutiven Vorteil geben.¹ Dieser Vorteil ergibt sich vor allem daraus, daß sich mit der Differenz von diploid/haploider Meiose bei der Befruchtung zur allein diploiden Mitose der Teilung von Körperzellen eine gewaltige Öffnung des Spielraums für Variationen des jeweiligen Genoms des Nachwuchses verbindet. Dieser Spielraum stellt sich durch die enorm erweiterten Möglichkeiten der Rekombination des Genoms der Eltern bei jeder Fortpflanzung her. Während die Ein-Eltern Nachkommen in der klonalen Reproduktion genomisch so gut wie genaue Replikate des Eltern sind und Variationen ausschließlich durch Mutationen und umweltbedingte Veränderungen

¹ Ich muß hinzufügen, daß ich als evolutionsbiologischer Laie und als Soziologe mich hier leichtfertig verhalten darf, wenn ich eine äußerst schlichte funktionalistische Deutung für einen evolutiven Übergang vornehme, dessen Deutung innerhalb der Evolutionsbiologie nach wie vor ein äußerst komplexes Problem darstellt.

in der Epigenetik zustande kommen, sind die Ausgänge in der sexuellen Fortpflanzung viel variationsreicher und unsicherer, weil das in der Meiose programmierte Genom des Nachwuchsexemplars mehrere Möglichkeiten annehmen kann. Das drückt sich u. a. darin aus, daß das Genom von Geschwistern in der sexuellen Reproduktion – jenseits des Bereichs, der für alle Exemplare der Gattung als identisch festgelegt ist – nur zu einem Viertel übereinstimmt. Was ist nun der Vorteil davon? Daß in der sexuellen Reproduktion ein viel größeres Potential von Möglichkeiten enthalten ist, deren Manifestation gewissermaßen Erneuerungsvorschläge sind, die sich, sollten sich die umweltbedingten Anforderungen verändern, als nützlich erweisen können und als solche unter Selektionsdruck dann vorherrschend werden. Demgegenüber sind die Erzeugnisse der klonalen Reproduktion viel starrer.

Das ist der Grund für das scheinbare Paradox, daß die klonale Reproduktion auf der einen Seite entwicklungsgeschichtlich viel älter ist als die sexuelle, daß aber auf der anderen Seite die Gattungen, die gegenwärtig als klonal sich reproduzierende überlebt haben, im Schnitt entwicklungsgeschichtlich jünger sind als die sexuell sich reproduzierenden. Denn diese letzteren haben ein höheres Potential, sich an sich verändernde Umweltbedingungen anzupassen als die ersteren und deshalb auch eine bessere Überlebenschance. Sie sind gewissermaßen weniger konservativ als die klonal sich reproduzierenden Arten. Die sexuelle Reproduktion eröffnet also evolutionslogisch geradezu paradigmatisch einen Weg in die Pluralisierung. Durch sie werden den Umweltveränderungen gewissermaßen pluralistisch möglichst viele Ideen angeboten und so wird die Evolution erheblich beschleunigt. Schon Darwin realisierte, daß die Mutationen als Quelle von emergenten Alternativen für die Geschwindigkeit der Evolution nicht ausreichen. Heute wissen wir, daß vor allem die Rekombination des Genoms durch die sexuelle Reproduktion dafür verantwortlich ist, zu der inzwischen immer mehr die Nachweise für eine epigenetische Anpassung an Umweltbedingungen im Laufe der individuellen Lebensgeschichte, vor allem an ihren Anfängen, hinzukommen, gewissermaßen ein Wiederaufleben des alten Lamarckismus im neuen Gewande.

Allein diese Pluralisierung durch sexuelle Reproduktion, gewissermaßen deren basale Erweiterung des fruchtbaren Antagonismus von Kontrastivität und Ähnlichkeit im Wechselspiel von Paarung und Deszendenz bzw. von Allianz und Affiliation, führt schon in die Evolution ein Analogon zu Schumpeters berühmtem Theorem der fruchtbaren Zerstörung als Mechanismus des kapitalistischen Wirtschaftens ein. Dafür zahlt die Evolution den Preis der Verdopplung der Eltern bzw. die Erweiterung der Fortpflanzung um die Beteiligung eines männlichen Parts, aus dem aber nicht nur eine quantitative Verdopplung hervorgeht, sondern auch eine qualitative Transformation.

3 Die Geschlechtsdifferenz und die Geschlechterspannung

Denn dieser männliche Part behält einerseits, in der Gestalt der zahllosen, für sich einzeln gewissermaßen wertlos umherschweifenden Spermien anschaulich bleibend, seine ursprünglich unnütze quantitative Erweiterung bei, im Vergleich zur viel wertvolleren, auch in der Regel viel größeren und vor allem quantitativ viel begrenzter produzierten weiblichen Eizelle, bringt aber andererseits etwas ganz Neues hervor: die *Alterität*, gewissermaßen das Urbild des Anderen. Denn mit der Geschlechtsdifferenz, dem sexuellen Dimorphismus in Physiologie, Morphologie und Anatomie tritt die grundsätzliche Geschlechterspannung in die Welt, eine Polarität, aus der eine grundlegende Dialektik hervorgeht. Denn sie ist nicht einfach wie eine klassifikatorische Differenz z. B. von blau und braun bei der Augenfarbe. Denn wenn man die männlichen Exemplare wegnehmen würde, wären die verbleibenden weiblichen sinnlos und vice versa. Sie ist deshalb aber auch nicht eine einfache Polarität wie der symmetrische Pendelschlag von rechts nach links und wieder nach rechts. Aber auch nicht wie der asymmetrische Gegensatz von Licht und Dunkel bzw. Tag und Nacht, mit Bezug auf den es sinnlos wäre zu sagen, Licht bzw. taghell ist ein Zustand, bei dem die Dunkelheit fehlt, während es umgekehrt Sinn macht, zu sagen, der Zustand der Dunkelheit entsteht aus dem Fehlen von Licht. Auch wenn die Geschlechterdifferenz einiges von dieser Asymmetrie analog zu der von Aktiv und Passiv an sich hat, so ist sie doch überwölbt von der Symmetrie der Sprache, der Vernunft und der Reziprozität des Sozialen, sobald der Übergang von der Natur zur Kultur vollzogen ist. Das muß gezeigt werden, wenn es um den Übergang von der Paarung zum Paar geht. Aber festzuhalten ist die der Geschlechterspannung zugrundeliegende Differenz, die in den Zeiten der technokratischen Abstraktionen von der Naturbasis tendenziell vernachlässigt, wenn nicht gar unter dem Schlagwort der Heteronormativität als Ideologie gelehnet wird. Denn das Entscheidende ist, daß mit der Geschlechterdifferenz jenseits aller auf den Gender-Begriff reduzierten Konstruktionen zwingend sich verbindet, daß die einen schwanger werden und werden müssen und die anderen das grundsätzlich nicht sein können. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die anatomische Grundform des Menschen zu Beginn der Embryogenese weiblich ist und relativ früh in ihr dann die männliche Entwicklung als ein Zusatz eintritt, wie wenn ein Schalter zur Erzeugung der Alterität herumegelegt wird. Auch wenn gegenwärtig die Relativität der Geschlechtsdifferenz und zwischen einem eindeutigen Pol für weiblich und für männlich eine abstufende Reihung stark betont werden, so ist doch nach wie vor die Geschlechterdifferenz von einer polaren Geschlechterspannung geprägt, für die vor allem steht, daß nur Frauen schwanger werden können und damit sie es werden können, ihre Eizellen von männlichen Spermien befruchtet werden müssen.

In diesem Zusammenhang ist außerordentlich instruktiv, daß in der altjüdischen Schöpfungsgeschichte, dem für unsere jüdisch-christlich geprägte Kultur maßgeblichen Herkunftsmythos, also in der zweiten, d. h. älteren Schöpfungsgeschichte von Genesis 2 und 3 zwar einerseits trotz impliziter matriarchaler Züge das patriarchale Menschheitsbild vorherrscht, indem schon im Namen Adam Mensch und Mann konvergieren und die Frau aus dem schon vorhandenen Leib Adams geschaffen wird,² andererseits aber die Sozialität als solche von vornherein wesentlich durch die Geschlechtsdifferenz strukturell ausgezeichnet ist. Das wird an einer wenig auffälligen Stelle besonders deutlich. Nachdem Adam aus Lehm geschaffen war, wurde er in den Garten Eden eingesetzt zu seinem Nutzen. Nachdem ihm verboten wurde, vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen (vom verbotenen zweiten Baum des ewigen Lebens erfährt nur der Leser des Mythos, aber nicht Adam), entschließt sich der Schöpfergott, dem Menschen eine – weibliche – Hilfe zu ‚machen‘, damit er nicht allein bleibe. Aber bevor er das tut, wird eine Episode dazwischen geschaltet, in der Adam die übrige Schöpfung vorgeführt wird, damit dieser sie benenne, denn so solle sie in Zukunft heißen. Diese Episode dient den Theologen im Sinne des sogenannten ‚adamatischen Menschenbildes‘ als Beleg dafür, daß der Mensch des danach sich ereignenden Sündenfalls, also der ungehorsamen Durchbrechung des Verbots, vom Baum der Erkenntnis zu essen, schon ein sittlich zurechnungsfähiges Subjekt ist, das mit dem Ungehorsam eine Sünde begeht, die im Sinne des Neuen Testaments dann als Erbsünde gilt. Diese Interpretation widerspricht aber der im Mythos von seinem Text her vorgesehenen Eigenschaft des Baumes der Erkenntnis und der Funktion des Ungehorsams, da nämlich mit ihm der Mensch von der Natur zur Kultur übergeht und in den Kulturzustand der Sittlichkeit überhaupt erst versetzt wird. In dieser Interpretation ist der Ungehorsam eben nicht der eines schon sittlichen Subjekts und ihm als Sünde zurechenbar, sondern ähnlich dem Ungehorsam eines dressierten Tieres, der sittlich eben noch nicht zurechenbar ist, aber gleichwohl nachträglich subjektiv als Schuld übernommen werden muß aufgrund der gleich bleibenden Identität des Leibes bzw. der leiblichen Positionalität des Selbst. Dieser Unterschied ist für die Architektur des Mythos aber ganz entscheidend.³ Im Sinne dieser eher soziologischen Lesart ist dann jene kurze vorausgehende Episode, in der Adam die Schöpfung benennen muß, als die Repräsentanz einer Konzeption zu werten, in der Adam zwar als ein Verstandeswesen mit schon vorhandener sprachlicher Kompetenz zu gelten hat,

² In der wahrscheinlich ca. 400 Jahre jüngeren Priesterschrift mit der sogenannten Genesis I wird dagegen ohne Hervorhebung des Männlichen schlicht festgestellt: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie“ (Genesis 1, 27).

³ Vgl. dazu meine ausführliche Interpretation des Mythos in 2001, 2003, 2006, 2007, 2012.

aber noch nicht das Strukturmodell eines sittlichen Subjekts erfüllt, das sich die Kultur angeeignet hat und zu einem Bewußtsein von Schuld und der Endlichkeit des Lebens sowie zur Scham über die eigene Geschlechtlichkeit vorgedrungen ist. In dieser quasi monologischen, aber dennoch sprachkompetenten Verstandestätigkeit kann Adam schon den Part der verbindlichen Prädizierung seiner Welt übernehmen, aber das fällt noch in eine Sphäre der vor-sittlichen Kognition, die nicht nur nominalistisch zu fassen ist, sondern durchaus auch realistisch interpretiert werden kann.

Daß für dieses Wesen nun die Voraussetzungen seiner künftigen Sittlichkeit, also das, was für Hegel Gemeinschaftlichkeit in unserem Sinne ist, erst noch geschaffen werden müssen, kommt unmittelbar im Anschluß an diese Episode der prädizierenden Verstandestätigkeit außerordentlich folgenreich zum Ausdruck. Der Text fährt nämlich äußerlich bruchlos mit einem adversativen ‚Aber‘ fort: ‚... eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht‘. Und nun setzt der Schöpfergott die schon angekündigte Erschaffung des Weibes fort. Dieses adversative ‚aber‘ an dieser Bruchstelle markiert also in aller Deutlichkeit die kategoriale Differenz zwischen einer bloß verstandesmäßigen, gleichwohl schon sprachkompetenten Kognition und einer sozial konstituierten Sittlichkeit des Subjekts der Art, daß für dessen Sozialität entscheidend ist, daß sie erst durch die Geschlechterdifferenz und -spannung hergestellt wird. Und es ist der weibliche Part dieser Sozialität, der mit der Erhörung der Empfehlung des ‚schlauesten aller Tiere‘ (also des Satans) den zur Weiterentwicklung notwendigen Ungehorsam vollzieht, nicht aus Gründen einer sündhaften Triebhaftigkeit, wie die alte Theologie es interpretierte, sondern aufgrund der großen Neugierde und des größeren Wagemutes. Der implizite Begriff von humaner Sozialität in diesem Herkunftsmythos basiert also auf der Geschlechterpolarität und -spannung. Sie ist das ganze Gegenteil von einem Sozialitätsbegriff, der diskurstheoretisch der Fleischlosigkeit der Modellierung der idealen Sprechsituation entspricht. Viel mehr ist die Gattenbeziehung unter der Bedingung der Reziprozität zwischen den je autonomen Subjekten der Gatten auf der Basis einer vorausgehenden unüberwindlichen kategorialen Verschiedenheit und potentiellen Feindschaft das Grundmodell von Sozialität. Ihr entspricht nicht das symbiotische Modell von Gemeinschaft wie in der Eltern-Kind-Beziehung, sondern das die Unüberwindbarkeit der polaren Verschiedenheit und Eigenart der je verschiedenen leiblichen Positionalität spannungsvoll zusammenschweißende Vereinigen einer basalen These und Antithese zu einer Synthesis, die sich in der Zeugung des neuen Lebens realisiert. Ohne das Inzest-Verbot wäre diese Verschiedenheit letztlich bloß einer biologischen Tatsache geschuldet. Durch das Inzest-Verbot wird sie basal als eine universale sozial-kategoriale Verschiedenheit eingeführt. Nicht das weibliche Gattungsexemplar als solches, sondern das nicht-

inestuöse ist das polare Gegenüber. Das ist mehr als eine bloß normativ hergestellte Verschiedenheit, denn ein Tabu ist viel tiefer verankert als eine normative, in der Regel kulturspezifische und revidierbare Festlegung. Die Polarität der Gattenbeziehung steht also für ein ganz eigenes Modell der Vergemeinschaftung an der Basis jeglicher Sozialität. Aus dieser Vergemeinschaftung erwächst dann erst als dritte Dyade der ödipalen Triade die Notwendigkeit der Vater-Kind-Beziehung, in der der männliche Erzeuger erst nachträglich, d. h. nach der Vollendung der weiblichen Schwangerschaft, zum Eltern wird.

4 Die Funktion des Inzest-Tabu

Diese Ausdifferenzierung von weiblich und männlich entbirgt nun das Dauerproblem, wie der ursprünglich überflüssige und nun der Pluralisierung dienende männliche Organismus gebunden wird, letztlich: wie er zum Vater und – als Voraussetzung dafür – vom Erzeuger zum Gatten wird. In der Hinführung zu diesem Folgeproblem müssen wir uns aber noch etwas anderes Grundlegendes klar machen.

Denn diese durch sexuellen Dimorphismus gewissermaßen von unten, von der evolutionsbiologischen Ausgangsbasis her eröffnete Möglichkeit der Pluralisierung des Genoms würde auf Dauer nicht greifen, wenn nicht etwas Wesentliches hinzukäme. Denn die Paarung würde ohne diesen Zusatz dieses Pluralisierungspotential gar nicht ausnutzen, weil sie mit großer Wahrscheinlichkeit unter engen Blutsverwandten, also aufgrund von gemeinsamer Affiliation genomisch Ähnlichen stattfinden würde – gewissermaßen nach dem Prinzip ‚Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah‘. Es muß also eine Regelung hinzugekommen sein, die solche blutsverwandtschaftlichen Allianzen unterbindet. Damit sind wir beim *Inzestverbot*, von dem man früher glaubte, daß es auf die Gattung Mensch beschränkt sei, von dem wir aber heute wissen, daß seine Anfänge weit in die Evolutionsstufen der sich sexuell reproduzierenden subhumanen Gattungen zurückreichen.

Es lohnt sich, hier einen kurzen Moment reflexiv innezuhalten. Aus zwei Gründen. Erstens ist dieses Inzestverbot eine höchst abstrakte Einrichtung, die sich organisch schlecht fixieren läßt, es ist insofern ein abstraktes soziales, evolutionslogisch gewissermaßen von oben nach unten reichendes, sich gewissermaßen phylogenetisch langsam vorbereitendes Prinzip. Deshalb liegt hier auch einer der wissenschaftshistorisch seltenen Fälle vor, in dem eine in der Soziologie und Kulturanthropologie, allerdings nicht in Deutschland, sich vollziehende Theorieentwicklung über Verwandtschaftsorganisation und das Inzesttabu, vor allem durch Claude Lévi-Strauss, die Biologen, insbesondere die Ethologen auf etwas

aufmerksam machte, auf das sie sonst so schnell nicht gekommen wären. Denn nachdem man die Bedeutung des Inzesttabus in der Kulturanthropologie erkannt hatte, wurde man auf Analogien bei den Ein- und Paarhufern, insbesondere bei den Bergezebras, erst aufmerksam.

Der zweite Grund: Das Inzesttabu ist deshalb ein sehr abstraktes soziales Organisationsprinzip, weil sich die Eigenschaft inzestuös, die in sich ein komplexes, mehrteiliges relationales Prädikat ist, nämlich beruhend auf gemeinsamer Abkunft von einem Elternpaar und damit etwas höchst egologisches, d. h. nur für eine auf gemeinsamer Abkunft von einem konkreten, partikularen Paar beruhende Gruppierung Geltendes, biologisch kaum exprimieren läßt. Diese Eigenschaft, inzestuös zu sein, gilt nur für das Verhältnis ganz weniger Individuen einer Gattung zueinander und funktioniert auch nur, wenn man sich, obwohl allgemein äußerlich nicht erkennbar, wechselseitig in dieser Eigenschaft erkennt. Die Eigenschaft ‚inzestuös‘ enthält also schon im Keim ein Individuierungsprinzip. Inzestuös sind jeweils für mich (und für ganz wenige andere) ganz wenige andere, die das für die meisten anderen nicht sind und ich bin notwendig reziprok dazu ebenfalls inzestuös für alle die wenigen, die für mich inzestuös sind, so daß man die berühmte Einsicht von Karl Valentin: ‚Fremd ist der Fremde nur unter Fremden‘ noch viel schärfer auf die Eigenschaft ‚inzestuös‘ anwenden kann: ‚Inzestuös ist der Inzestuöse nur unter Inzestuösen‘.

Wie könnte diese höchst partikulare und egologische, und gleichzeitig höchst abstrakte Eigenschaft organisch exprimiert sein? Das Einzige, was halbwegs dazu taugen würde, wäre so etwas wie akustische individuelle Stimmerkennung, wie sie bei Vögeln tatsächlich zu funktionieren scheint, oder Geruchswiedererkennung aufgrund von Pheromonen, auf jeden Fall die Wiedererkennung von singulären, individuellen Erkennungszeichen unter der zusätzlichen Bedingung, daß diese Wiedererkennung sich auf gemeinsame Abkunft bezieht und diese zum Inhalt hat. Diese Wiedererkennung ist natürlich in einer Gattung, deren individuelles Bildungsprinzip vor allem in der Individuierung zu einem singulären Subjekt besteht, das eine auf Verselbstung beruhende Identität entwickeln muß, kein Problem, sondern für die gesamte Ontogenese sogar das tragende Prinzip. Aber dazu bedarf es der beiden tragenden Säulen für den Übergang von Natur zur Kultur: der Sprache, die zwei Realitäten grundsätzlich nicht aufeinander rückführbar konstituiert: die Wirklichkeit des im Hier und Jetzt unmittelbar Gegebenen und die Realität der hypothetisch konstruierten Welt von Möglichkeiten, zum einen und der ödipalen Triade von Mutter-Vater-Kind zum anderen als basale Mitgliedschaftsgruppe für Provenienz. Wir sehen hieran, daß die relationale Struktureigenschaft von inzestuös evolutionslogisch in höchstem Maße eine Keimzelle der Individuierung – und damit auch von Bildung – ist.

Das Inzestverbot oder -tabu macht den sexuellen Dimorphismus als organische Voraussetzung der sexuellen Reproduktion entwicklungsbiologisch erst wirksam, indem es das Prinzip ‚der nächstbesten‘ Paarung wirksam verhindert.

Aber es ist bei den subhumanen Gattungen erst rudimentär ausgebildet, vor allem durch den Mechanismus der Vertreibung der geschlechtsreif gewordenen männlichen Exemplare aus der Herde, die in der Regel von einem männlichen Leitexemplar angeführt wird. Die vertriebenen Junggesellen vagabundieren dann außerhalb des Reviers ihrer Herkunftsherde. Dadurch werden der Mutter-Sohn- und der Geschwister-Inzest einigermaßen wirksam unterbunden, nicht aber der Vater-Tochter-Inzest. Allerdings kommt es dann auch zur Durchbrechung der anderen beiden Inzesttabu-Relationen, wenn zur Brunftzeit die vagabundierenden Junggesellen versuchen, das Herdenleittier aus dem Felde zu schlagen, also das passiert, was Freud sich in der These von der *Urhorde* zum Modell machte.

5 Das Inzest-Tabu in Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung

Diese Urhordentheorie Freuds in *Totem und Tabu* (1912) ist zwar hoch spekulativ und so auch nicht haltbar, aber dennoch als theoretische Konstruktion des Inzest-Problems sehr instruktiv.

Denn in der subhumanen Biologie ist das, was dann für die humane Gattung zum Vatermord wird, die notwendige Normalität. Ein alt gewordener ‚Herdenführer‘ wird irgendwann im Kampf getötet oder vertrieben und durch den Sieger ersetzt, der Kreis hat sich geschlossen und der Zyklus beginnt von vorn. Die Struktur reproduziert sich, aber transformiert sich nicht. Im Vatermord der Urhorde verändert sich alles: die das alte Leittier tötenden Junggesellen verpflichten sich untereinander, daß keiner von ihnen die Position des Ermordeten einnimmt. Dazu gehört komplementär die der gemeinsamen Bindung zum Verzicht entsprechende Bindung einer Vergemeinschaftung durch Schuldbewußtsein, durch die gemeinsame Schuld der Ermordung dessen, der jetzt in der Position des Vaters steht und genau durch diese Konstellation strukturell zum Vater wird. Der erste Schritt zur Sittlichkeit. Das läßt sich nur realisieren, wenn sich die mordende Herde gleichzeitig verpflichtet, daraus keinen ‚egoistischen‘ Vorteil zu beziehen wie in der Logik der Natur selber; dazu also, daß niemand von ihnen ein weibliches Tier, jetzt eine Frau, aus der eigenen Herde, jetzt der eigenen Abstammungsgemeinschaft, nimmt: Eine zweite gemeinsame sittliche Bindung, die jetzt dem Inzesttabu entspricht. Aber woher nehmen sie dann ihre Frauen? Von einer anderen, tendenziell feindlichen, zumindest konkurrierenden Abstammungsgemeinschaft, für die reziprok dieselbe

Transformation zur Sittlichkeit gelten muß, d. h. es muß gattungswelt evolutiv eine Strukturtransformation sich vollzogen haben, die keinesfalls auf rationaler Planung und Verabredung beruhen kann.

Warum brauchte Freud diese Konstruktion? Um die Konstitution des Inzesttabus bzw. *der ödipalen Triade als Kulturtatsache* zu begründen.⁴ In den ‚Drei Abhandlungen...‘ (Freud 1905), der Begründung seiner Theorie der psychosexuellen Entwicklung, sind für uns zwei Thesen von zentraler Bedeutung, die in der sozialwissenschaftlichen Rezeption auffällig vernachlässigt, mißverstanden oder gar verleugnet wurden. Zum einen (I) propagiert Freud ein entlang den verschiedenen erogenen Zonen der Frühblüte der infantilen Sexualität sich entfaltendes *Stufenmodell der sexuellen Entwicklung von oral, über anal zu phallisch*, entsprechend der Errichtung der Schranken von Scham, Ekel und Moral, das zugleich ein Stufenmodell der sukzessiven Integration von Partialtrieben in Richtung auf die Synthesis des Primats der Genitalorganisation darstellt. *Diese Stufenentwicklung ist einerseits per Implikation nicht ein biologisch oder somatisch determinierter Prozeß der automatisierten Reifung*, also von daher nicht Natur sondern Kultur, *sie ist andererseits ausdrücklich nicht das Resultat bewußt intendierter und insofern kulturspezifischer elterlicher Erziehungspraktiken*, sondern die Folge eines ‚ubiquitären‘ Geschehens, also ein universaler, aber dennoch kultureller Prozeß.

6 Das bei Freud fehlende Theoriestück der sozialen Konstitution der individuellen Ontogenese

Wie man diese, der Inzesttheorie von Lévi-Strauss wahlverwandte Position eines kulturellen Universalismus theoretisch konsistent begründen und fassen konnte, war Freud allerdings rätselhaft. Er löste dieses Rätsel für sich vorläufig und heuristisch, indem er hier zum ersten Mal zu jenem Lamarckismus des Absinkens einer kulturellen Leistung der Gattungsentwicklung in das hereditäre Erbe griff, der später noch prominenter im ‚Mann Moses‘ eine tragende Funktion übernahm. Denn diese Stufenentwicklung wurde zwar als initiale universale Kulturleistung durch die Urhorde gefaßt, deren Eintreten in jeder einzelnen Ontogenese dann aber doch durch eine ‚organische Sexualkonstitution‘ gesichert erschien, die in einer fast

⁴ Dem entspricht, daß die Universalität des Inzest-Tabus selbst als eine Kulturtatsache gelten muß und damit die neu-kantianische Gleichung von universell = biologisch durchbricht. Das Inzest-Tabu gehört zur dritten Kategorie von universal + kulturell. Wäre es nicht so, stürzte die psychoanalytische Theorie mit einem Schlag zusammen, denn für sie ist tragend, daß ein universal geltendes, „ubiquitäres“ Inzest-Tabu über einem ursprünglichen Inzest-Wunsch errichtet wird.